

(Nachdruck verboten.)

12]

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

Der Kaspar Venner hatte die Geschichte mit dem Knecht erfunden. Daheim saßen ihm zwei heiratsfähige Töchter, die auf Männer lauerten. Niemand sollte erfahren, daß er in seinen Verhältnissen zurückgegangen war. Das Darlehen gebrauchte er, fällige Zinsen zu decken.

Nun beeilte er sich, die Bürgen zu holen und machte dem Kappes am Hirsched Platz. Der brachte in einer Geldkassette tausend Mark, die er als Spareinlage niederlegen wollte. Der Krämerkarl veranlaßte ihn, Mitglied zu werden, weil das Kapital sich dann besser verinteressiere. Ein Dritter, der hereingestolpert kam, hatte ein Grundstück gesteigert, doch war er nicht imstande, die eingegangenen Zahlungsbedingungen zu erfüllen. Was ihm an Geld fehlte, erbot sich der Karl vorzuschießen, dafern ihm der Kaufschilling überlassen werde. Daß das Gelände zu teuer gekauft, eines Tags auch im Wert gesunken sein könne, zog er nicht in Betracht.

Neben den Antragstellern standen an Zahl die Einleger nicht zurück. Große und kleine Bauern gaben einander die Türe in die Hand.

In würdevoller Haltung, mit einem Blick, der jeden zu durchdringen schien, übte der Krämerkarl sein Rechneramt aus. „Se hatt von jeher ein' lernischen Kopf,“ sagte der Kappes zur Pörtgritt, „alleweil angelt he Dukaten!“

Die Alte überzählte, was sie im Laden vereinnahmt hatte, und mußte danach nicht, ob sie auf dem Kopf oder auf den Füßen stand. Siebenundfünfzig Mark! Ei die Kränkl! Das war in Jahr und Tag nicht dagewesen. Wenn das Geschäft so weiter blühte, wurde der Karl ein feiner Mann.

Kurz vor Kassenschluß begehrte der Ripps Menz den Rechner zu sprechen. Er betrieb neben seinem Gürtchen Schneiderei. Das Unglück hatte sich bei ihm eingenistet. Von vieren seiner Kinder waren drei an der Bräune gestorben. Während die Kleinen daniederlagen, war das Geld zu allen Türen hinausgegangen. Nun hatte der Ripps eine Schuld von neunzig Mark zu entrichten und stand vor der Notwendigkeit, seine letzte Kuh zu verkaufen, wenn ihm niemand aus der Verlegenheit half. Wegen eines Bürgen hatte er sich vergeblich bemüht.

„Ich kenn's,“ sagte der Krämerkarl teilnahmsvoll. „Wann eins unten liegt, tappelt alles auf ihm herum. Sei stät, du kriegst von mir die neunzig Mark. Schick deine Frau. Sie mag den Schuldschein unterschreiben.“

Daß er sich mit diesem Verfahren gegen die Satzungen der Genossenschaft verstieß, wußte er wohl. „Schlimmstfalls,“ dachte er, „stopf ich das Loch mit meinem Garn.“

Nach der Nachtsuppe zündete er seine Pfeife an und setzte sich auf die Bank vor dem Haus, noch ein wenig die frische Luft zu genießen. Mit dem Ergebnis des ersten Kassentags konnte er zufrieden sein. Der Lehrer war ein guter Prophet. Der Geschäftsverkehr, wie er sich heute abgespielt hatte, ließ erkennen, daß das Kapital der Großen in Umlauf kam und den Kleinen förderlich wurde. Die Zahl der Mitglieder war auf siebenundachtzig gestiegen. Ein schöner Erfolg! Und wem gebührte der Dank dafür? Wenn man ehrlich sein wollte, nur dem Lehrer. Der hatte die Sache beim richtigen Ende angefaßt. Daß er jetzt, wo der Sieg seine Mühe krönte, sich jeglicher Teilnahme an der Kasse enthielt, gereichte ihm zur doppelten Ehre. Er hatte es offen ausgesprochen: „Mir geht die Geschäftserfahrung ab. Der berufene Mann, Krämerkarl, sind Siel!“ Der Karl hob den Kopf empor, und seine Augen leuchteten. Für alle Fälle war er der berufene Mann! Und es sollte ihm keiner ins Handwerk pfeuschen. Eins war ihm heutzutage zur Gewissheit geworden: die Lapperschulden blieben nicht aus. Damit mußte wohl jede Genossenschaft rechnen. Uebrigens sah er sich seine Leute gründlich an. Unsichere Kantontisten würden vor ihm keine Gnade finden. Wer unverschuldet im Glend war, dem durfte die Kasse ihren Beitand nicht versagen. Etwas Gutes tat man gern. Aber die Kleinigkeitskrämererei, die sich heute schon breit

gemacht hatte, ging ihm wider den Strich. Die Kasse mußte einen Zug ins Große bekommen. Auf sein Betreiben waren die Statuten dahin geändert worden, daß nicht nur Ortsangehörige, sondern alle vertrauenswürdigen Personen die Mitgliedschaft erwerben konnten, die zehn Kilometer im Umkreis wohnten. Die Kasse sollte ein Sammelbecken werden. Nur mit großen Mitteln konnte man ein großes Kapital gewinnen. Ein wohliliges Gefühl durchströmte ihn. Endlich stand er da, wo er hingehörte. Nicht daß der Platz ihn ehrte, er ehrte den Platz. Die Zeit her hatte er den Brohern, den Strohköpfen den Lakai machen müssen. Jetzt war er der erste Mann an der Spitze. —

In den folgenden Wochen war der Zudrang zur Kasse nicht so stark, wie der Krämerkarl in seiner Einbildung sich vorgestellt hatte. Gut Ding wollte Weile haben. Ein paar Hypotheken gelangten zur Ablösung, die mit ihren hohen Zinsen kleine Besizer behürdet hatten. Der Schreiner Stumpf wurde von seinem Manichäer, einem Goldhändler in Stordorf, befreit. Auch vom Löb Hegmann aus Dirlammen fielen drei alte Kunden ab. Befragt, was er von der Genossenschaft denke, sagte er: „Neue Besen kehren gut. Wann ihr erst mit der Naß' in Dreck gefallen seid, dernachert wollen wir uns emal wieder sprechen.“

Der Krämerkarl brannte vor Ungeduld, den Geschäftsumsatz vergrößert zu sehen. War er früher wenig oder gar nicht aus seiner Klausel gekommen, besuchte er jetzt die umliegenden Ortschaften, für die Ausbreitung der Kasse zu wirken. Ward ihm entgegengehalten, man habe von diesem und jenem Bankfrach gehört, und passiere etwas, müßten alle den Riemen ziehen, sprach er mit dem Brustton der Ueberzeugung: „Wir arbeiten mit Besonnenheit. Unser Grundsatz ist: besser vorgehen als nachherent. Wir stehen so fest wie die Londoner Bank. 's gibt Leut', die alles durch die Angstbrille sehen. Die können einem leid tun. Die werden nicht fett.“ Sein sicheres Auftreten machte auf die Bauern Eindruck. Seltener, daß er heimkehrte, ohne den einen oder andern der Kasse gewonnen zu haben.

Auf einem seiner Verbegänge, nahe bei Herbstein, lernte der Krämerkarl den Bauunternehmer Bipping kennen. Das war ein Herr in den besten Jahren mit einem Wiedermannsgefißt, das ein blonder, leicht angegrauter Vollbart umrahmte. Er erzählte, er sei Westfale, habe in Dortmund ein Geschäft gehabt und wohne gegenwärtig in Lauterbach. Seine Frau, eine Rentmeisterstochter aus Hirzenhain, sei kränklich und habe die Lust im Kohlenbecken nicht vertragen können. Ihr zuliebe bringe er jetzt seine Lage in unfreiwilligem Nichtstun hin, doch hoffe er, daß sich ihm über kurz oder lang eine Gelegenheit biete, seine Arbeitskraft wieder nutzbar zu machen.

„Wie geht's dann Ihrer Frau mit der Gesundheit hier oben?“ fragte der Krämerkarl.

„Sie schilt auf die Arzneien, die ihr die Doktoren verordnet haben,“ antwortete der Bauunternehmer. „Ich meine, das ist ein gutes Zeichen.“

Der Krämerkarl lachte.

„Die Arzneien helfen immer. Wenn nicht dem Kranken, so doch dem Apotheker. Däß aber die Luft bei uns was ausmachen tut, das ist gewiß. 's mag ein Fahrer drei, vier her sein, da kam in Herbstein dem Oberförster Lang sein Schwiegervater an. Der hatt mit dem Herz zu schaffen. Und war so herunter, daß er keinen Schritt vor die Tür setzen konnt. Er stand schon in den Sechzig. Gucken Sie sich den Mann alleweil emal an. Der ist so gesund wie ein Kürbis. Und sieht ihn kein Wind und kein Wetter mehr an. Und nimmt's mit dem Jüngsten auf. Gute Luft ist das halbe Leben!“

Unter lebhaftem Gespräch erreichten die Wanderer Herbstein. Im Gasthaus zum Oberwald kehrten sie ein. Bei einer Flasche Wein, die er spendierte, erfuhr der Bauunternehmer, daß sein Weggenosse sieben Jahre in Dortmund eine Stelle innegehabt hatte, Verhältnisse halber in sein Heimatdorf zurückgekehrt war und dort das Amt des Rendanten der Spar- und Darlehnskasse bekleidete.

„Sieben Jahre hat Sie die rote Erde getragen?“ rief Bipping überrascht. „Da sind wir ja halbe Landsleute!“

„Ja," sagte der Krämerskarl, „und ich muß Ihnen gestehen, ich hab mich in Dortmund sehr wohl gefühlt.“

Der Bauunternehmer hob sein Glas und sprach feierlich:

„Du Land vom Rhein bis Weiserstrand,
O grüß dich Gott, Westfalenland.“

Sie frischten gemeinsame Erinnerungen auf. Wer einmal die Dortmunder Union, das Stahlwerk Hösch und die Zechen mit ihren nach vielen Tausenden zählenden Belegschaften zu Gesicht bekommen hatte, der konnte dies packende Bild einer gewaltigen Industrie nicht vergessen. Beim Dröhnen der Hämmer, beim Rattern der Räder vernahm man den Herzschlag der Welt. Und nun das geruhame Leben im hohen Bogelsberg! Ein größerer Gegensatz war nicht auszudenken. Der Wahrheit die Ehre zu geben: die Holzschneidereien und Möbelfabriken hier im Gebirgsland hatten sich einen Namen gemacht. Dennoch waren die Wälder mit ihrem Holzreichtum noch nicht genügend ausgenutzt. Und gar die Basaltlager, die an Ergiebigkeit ihresgleichen suchten. Da waren Millionen herauszuholen. Der Bevölkerung fehlte eben die Energie, die Schätze zu heben, die der Boden barg.

In seinem Heimatort, wußte der Krämerskarl zu berichten, hatte vor vielen Jahren ein gewisser Elmenröder Steine brechen lassen. Der war dann gestorben, und die Arbeiter hatten sich verlaufen. Das Lager, das der Gemeinde gehörte, war unerschöpflich und obendrein mit Luff untermischt. So hatte sich wenigstens ein Bergrat aus Darmstadt geäußert. Kam der rechte Mann dahin, konnte er ein Vermögen verdienen.

Der Bauunternehmer horchte auf.

„Wie steht's mit den Transportmitteln?“

„Da sind wir vorab noch auf Fuhrwerk angewiesen," erwiderte der Krämerskarl. „Aber daß wir die Eisenbahn bekommen, ist doch nur eine Frage der Zeit.“

Der Westfale füllte die Gläser.

„Ich hätte wohl Lust, mir den Steinbruch einmal anzusehen.“

„Lun Sie's, Herr Bisping," ermunterte ihn der Krämerskarl. „Treff ist Trumps!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Links.

Von Heinrich Diefenbach.

Er wäre vielleicht ein großer, ein berühmter Mann geworden, wenn das Schicksal nicht auf beiden Augen blind und auf einem Ohr taub wäre. So ist er ein Handerer geblieben, und wäre das eine nicht, was er tat, er würde wie die anderen vergessen sein, die ohne Kreuz und Grabstein droben unter den Trauerweiden, zwischen Ackerland und Wald liegen.

Aber das eine hat seinen Namen vor dem Vergessen bewahrt.

Wenn man in Eitelborn erzählt von dem Pfarrer Weismann, der allein im verstaubten Orte aushielt, während die Eltern ihre Kinder, die Männer ihre Weiber verließen und in die reine Luft der Berge flüchteten vor dem giftigen Hauch des schwarzen Todes, dann wird auch er genannt. Und wenn man der andern gedenkt — es sind ihrer freilich nur wenige —, die hier eine Tat begangen haben, die sich von dem Leben und Treiben des Alltags abhebt wie ein Felsblock oder ein Eichbaum von dem flachen Ackerlande, dann wird auch seiner gedacht.

„Der Links, das wor aner!“

Doch sein Name dringt nicht weit. Jenseits des Hohlwegs, wo man die Ostereier nicht „gäh!“ sondern „gehl!“ färbt, weiß man ebenfowenig von ihm wie hinter dem Wäldchen, wo die Frauen bunte Kopfsücher und rotstreifige Röcke tragen und wo Luther in seinem Heiligentalender genannt wird, dort ist der Links ein Unbekannter, von dem kein Geschichtenerzähler ein Sterbenswörtchen weiß.

Nur in Eitelborn kennt man ihn und seine Tat, die ihn auf ein Postament gestellt hat, von dem ihn der Strom von mehr denn hundert Jahren nicht herabzuwerfen vermochte.

Und so sehe ich ihn:

Er hat einen breiten Rücken, einen stämmigen Hals und einen dicken Kopf. Die Arme sind unverhältnismäßig lang und enden in ein paar mächtige Fägen. Er hat ein schiefes Bein und Plattfüße. Und ist außerdem einäugig.

So sieht der Mann aus, den die Dorfgeschichte von Eitelborn auf ein Postament gestellt hat. Wahrlich, eine höchst unglückliche Figur für ein Denkmal! Wären die schriftlichen Belege nicht — ich würde mich besinnen, bevor ich der Dorfgeschichte glaube, wenn sie von der Tat Links erzählt.

Der Links war „ein Fiesiger“. Neben dem Brandweiser steht ein morsches Haus, darin hat er gewohnt. Mutterfestenallein, weil die

Helden keine Gesellschaft brauchen. Im Unterstod des Hauses steht jetzt die Feuerspritze, hängen die Feuerleitern und -Hafen, der Schlauch und die Eimer aus wasserdicthem Stroß und Leinen. Jedes Jahr einmal, am dritten Pfingsttag, wird die Spritze herausgezogen und vor dem Weiser probiert. Und nachher gibts Freibier; das Wasser wird am Brandweiser verspritzt, der Brand im Wirtshaus gelöscht.

Das war auch damals so als die Spritze noch anderswo untergebracht war und der Links hinter den Fensterdeiben stand und auf das Schauspiel am Weiser schaute. Er hätte beileibe das Fenster nicht aufgemacht, und noch weniger hätte er sich hinausgewagt. Denn unfehlbar hätte der Schlauchführer unter dem Halloh der Zuschauer das Mundstück auf ihn gerichtet.

Wo der Nutwille eine Zielscheibe suchte, da mußte er wegbleiben. Man rupfte ihn, wenn man sich freuen wollte.

Er, der große Tollpatsch, mußte es sich gefallen lassen. Dem Spott gegenüber war er machtlos. Und hätte doch mit der linken Hand ein Duzend seiner Spötter zu Drei zerdrücken können. Aber der linksständige Pflöpp hatte das weiche Herz eines Kindes, das unentschlossene Gemüt eines Mädchens.

Der ganze Mensch war „außer der Weis“.

Aber es kam die Zeit, wo sein Auge glühte und seine mächtige Linke sich zur Faust ballte, wenn er den Scholteskarl sah, der überall der erste Mann bei der Spritze war.

Wenn am dritten Pfingsttag die Spritze probiert wurde und der Scholteskarl als Schlauchführer das glänzende Messingrohr nach dem Speicherläden oder nach einer Gruppe Frauen und Mädchen richtete, daß sie schreiend und lachend auseinanderstoben wie Hühner, unter die der Hund kommt, dann wandte sich der Links von dem Fenster ab und ging in die Hinterstube, um den schlanken Burschen in seiner selbstbewußten Hofahrt nicht zu sehen, der allen Mädchen den Kopf verdrehte.

Der Links haßte den Scholteskarl.

Wenn ihm einer sagte, es wäre doch bald an der Zeit, daß er sich nach einem Mädchen umgucke, dann antwortete der Links:

„Ich bleibe lirrigh!“

In der Tat, es dachte kein Mensch im Ernste daran, daß es dem Links jemals einfallen könnte, auf die Frei zu gehen. An wenigsten die Mädchen und am allerwenigsten die, auf die er just sein Auge geworfen hatte.

„s Peterich ihr“ wurde sie genannt, und darin zeigte sich schon die Geringachtung, die man ihr angedeihen ließ.

„s Peterich ihr war ein armes lustiges Ding, das bei der Kirmeß den reichen Bauerntöchtern die Tänzer wegnahm. Was konnte sie dafür? Jeder wollte mit ihr tanzen, und sie konnte keinem einen Korb geben.

Ihr Vater, der Peter, war Schäfer und Abdecker. Er hütete gewissenhaft die Schafe, die man ihm anvertraute, vergaß aber darüber, daß ein junges Mädchen auch geleitet sein will, wenn es nicht auf den Acker geraten soll, wo die Sünde blüht.

Der Links konnte von seinem Speicherfenster aus das Anweilen des Schäfers überblicken, in dem das Mädchen die meisten Tage und Nächte des Jahres allein war.

Und an einem Sommerabend war er Zeuge, wie der Wolf in das Häuschen des Schäfers einbrach.

„Ge werd se anföhren," dachte er. Denn der Wolf war der geschnidde Scholteskarl.

Der Links hätte ihm die Rippen einbrechen können, er konnte das Mädchen warnen, er konnte dem Schäfer die Augen öffnen. Er tat nichts dergleichen.

„s giebt mich nix an," beschwichtigte er sein aufgeregtes Gemüt. Und nebenbei sagte er sich, daß man es dem Mädchen nicht übel nehmen könne, wenn es an dem Burschen Gefallen finde.

Ge eß en schiener Kerl, und die Weiwir sein all dumm.“

Er ballte die Fäuste im Sad.

Es ging, wie es in der Regel geht, wenn ein reicher Bursche einem flatterhaften armen Ding nachstellt.

„Es geschiecht ihr recht," sagten die Leute, und der Karl sah sich nach einer andern um, nach einer zum Heiraten.

Im Links tobte der Sturm aus allen vier Eden.

Eines Tages begegnete er dem Scholteskarl. Beide Hände in den Hosentaschen, als müßte er sie vor'm Zuschlagen sichern, stellte er sich vor ihn.

„Dou iverscht jetzt die Sopp ausässe, die de engebroadt host!“ rief er.

Der andere war boff.

„Was giebt däs dich an!“

„Iwerkiel dirsch, (überleg dir's) sunst kinn't's was gäwe!“ sagte der Links noch, dann ging er weiter.

Der Scholteskarl mied ihn seitdem, aber nach einiger Zeit begegneten sie sich abermals. Es war Sonntags und der Karl befand sich in der Begleitung seiner Braut, einer reichen Bauerntochter aus einem Nachbar-dorfe.

„Hoste dirsch iwerkielt?“ fragte der Links.

„Dummer Dappes!“ rief Karl, und wollte vorüber.

Der Links hielt ihn fest und deckt ihm angesichts seiner Berlobten „das Dippchen auf“.

Der Scholteskarl schimpfte dagegen und wehrte sich. Der Links aber griff ihm mit der linken Hand in den Rücken, hob ihn in die Höhe und trug den schweren, kräftigen Burschen wie ein Bideckelind durch das Dorf bis an das Haus des Schäfers. Dort warf er ihn über den Zaun.

„Su, dohi gehierst de, dou Lump!“

Dann ging er heim.

Das war das erstemal, daß der Links die Lächer und die Betwunderer auf seiner Seite hatte. Er machte sich nichts daraus; er vergrub sich in seinem Häuschen und war zufrieden, daß er den Scholteskarl um eine reiche Braut und um sein Renommee gebracht hatte. Aber die verlorene Ehre konnte er 's Petersch ihrer nicht wiedergeben.

Die ging nicht mehr unter die Leute und lächte nicht mehr. Der Links stand oft an seinem Speicherfenster und blickte nach dem Häuschen des Schäfers. Er überlegte, ob er nicht hinübergehen und dem Mädchen einen Antrag machen sollte, daß „alle die Mäuler aufsperrn“.

Aber er tat es nicht.

„Wann's irsch vorbei es, dann vielleicht,“ sagte er sich. Ein Kind, das mit unschuldigen Augen in die Welt guckt, hätte ihn nicht geniert, doch es mußte erst da sein, damit jeder wußte: der Links hat nichts damit zu tun, der Links ist ein anständiger Kerl!

Daß er 's Petersch ihr gern hatte, wußte jedes Kind über zehn Jahre, seit er den Scholteskarl auf der linken Hand durch das Dorf getragen und über den Zaun des Schäfers geworfen hatte wie einen Bettelrad.

Auch das verlassene Mädchen wußte es.

„Der Links hot e Aache uff dich. Wann de willst — der sicut die Pann“, meinte einmal der Schäfer, nicht gerade geschmackvoll und zartfühlend, aber desto deutlicher.

Das Mädchen gab ihm keine Antwort.

Näheres weiß man nicht.

Man sagt aber, 's Petersch ihr habe sich im Brandweiher ertränkt und der Links habe sie herausgeholt und in seiner Stube aufgebahrt und Leichenwache gehalten, drei Tage lang.

Das aber weiß man:

Der Links ging zum Pfarrer und bat, man solle der Toten die letzte Ehre antun und mit den Glocken läuten, wenn sie begraben werde.

Der Pfarrer lehnte das ab.

„Die Glocken werden doch läuten,“ sagte der Links.

„Sie werden nicht läuten,“ versetzte der Pfarrer.

Der Links ging zum Kirchendiener.

„Eine Handvoll Taler, wenn du sie auf den Kirchhof läutest!“

„Gern, wenn's der Pfarrer erlaubt,“ sagte der Kirchendiener.

Der Pfarrer ließ sich auf die Handvoll Taler nicht ein. Er befahl aber dem Kirchendiener, die Glockenstricke zu entfernen. Der verschrobene Mensch sei zu allem fähig, meinte er.

Als die Träger den Sarg vor dem Schäfer hertrugen, schloß der Links sein Haus ab und ging zur Kirche.

Die Türe war verschlossen. Er packte die Klinke mit der linken Hand und zerbrach den Riegel wie ein Streichholz.

Der Künstler lief zum Pfarrer. Untertweg rief er jedem zu, der ihm begegnete: „Der Links hot die Kirch uffgebroche!“

Der Links hatte bereits die oberste Stufe der Turtreppe erklimmt, als die halbe Gemeinde auf dem Kirchhof versammelt war. Er suchte die Glockenstränge. Als er sah, daß sie beseitigt waren, kletterte er zum Glockenstuhl hinauf.

„Wann se 's Petersch ihrer nit leire derse, dann sum se lam mieh leire!“

Er hob eine Glocke nach der anderen aus ihrem Lager und trug sie mit der linken Hand ans Schalloch, die zwei Jenner schwere große Glocke so gut wie das hundertpfündige Betglöckchen.

Er trug sie ans Schalloch und warf eine nach der andern auf den Kirchhof hinab!

Klirrend zersprangen sie auf den Grabsteinen.

Als die entsetzten Zuschauer nach einer Stunde zögernd in den Turm hinaufstiegen, hing der Links am Glockenstuhl und streckte ihnen die Zunge heraus. Er war tot.

„Der Links, das wor aner!“

Die Eitelborner sagen das heute noch, nach hundert Jahren, und sie zeigen jedem, der es sehen will, die Stelle, wo die drei Glocken aufschlugen, die Links mit der linken Hand aus ihren Lagern gehoben und zum Schalloch hinausgeworfen hatte.

Mit der linken Hand! Darauf legten sie besonderes Gewicht, deshalb ist seine Tat, die an und für sich schwer genug wiegt, unvergessen geblieben.

Neue Kunstliteratur.

Die Kunstgeschichte wird wieder ästhetisch betrieben. Das heißt: die historisch feststellbaren Tatsachen und die aus ihnen sich ergebenden Reihen werden psychologisch gedeutet und auf abstrakte Formeln gebracht. So entsteht etwas wie eine Metaphysik der Kunst; abhängig mehr von der Subjektivität des einzelnen Denkers, als von dem objektiven Material. Es wird mehr philosphiert als geforscht. Ob das nützlich ist, ob es die Wahrheit fördert, kann dahingestellt

bleiben. Es mag wohl sein, daß die exakte Arbeit des Schürfens und Nummerierens mehr an meßbarer Wirklichkeit zutage fördert. Indessen, es hat auch seine Reize und Werte, mit der Empfindung und all der Leidenschaft, deren der sehnüchtige Mensch fähig ist, zu erschließen: wie das große Mysterium der Schönheit geboren wurde und immer wieder geboren wird, nach welchen Gesetzen und Rhythmen es wuchs und zerstört wurde, um sich gesteigert zu entfalten. Es gibt sehr viel Befriedigung, die Vielfältigkeit der Dinge, der Werke, unter wenige Einheiten, unter die Begriffe des Parallelismus, des Kontrastes, des Dramas und der Monumentalität zu zwingen. Ob man sich nun mehr für die historische oder die philosophische Art der Kunstbetrachtung entscheidet, wird von dem eigenen Temperament bestimmt. Doch darf niemand so fanatisch sein, nicht beide, so den Historiker wie den Philosophen, zu hören. Zwei Bücher seien darum hier genannt und gegenüber gestellt. Das eine, das exakte, schrieb Heinrich Wulle und nannte es: „Der schöne Mensch“. Das war bereits vor längerer Zeit; jetzt aber erscheint eine neue Auflage in Lieferungen (bei Georg Hirth, München; zu 1,20 M. das Heft). Das andere Buch schrieb Wilhelm Hausenstein (der den Lesern des „Vorwärts“ nicht unbekannt ist); es heißt: „Der nackte Mensch“ (bei Pieper u. Co., München). Wulle behandelt nur das Altertum (die übrigen Zeiten werden von anderen Autoren beschrieben); er füllt damit einen umfangreichen Band. Hausenstein schreibt knapp 200 Seiten über die Kunst aller Zeiten. Solche Verschiedenheit charakterisiert die Auffassung der beiden Schriftsteller. Wulle beschreibet die einzelnen Werke nach Inhalt, Mythologie und historischem Zusammenhang bis in das Detail. Hausenstein gibt nur mit wenigen Strichen die Zeitstimmung, aus der das Werk geboren wurde; um das Eigentliche, was er zu sehen glaubt, als Baustein für eine Philosophie der Form zu nutzen. Eine Probe mag das erläutern. Beide Autoren beschäftigen sich mit einer griechischen Trinkskale, die das Bild eines Hasenjähgers zeigt. Wulle sagt sich kurz: „Der Jüngling, der einen Hasen fangen will, steht mehr als gewöhnlich unter dem Raumzwang. Aber die Herbheit der Gliederhaltung ist in vortrefflichem Einklang mit der trockenen und klaren Zeichnung, die diese Epoche für die Jumentuskulatur liebt.“ Für Wulle ist dieser Hasenjäger ein wenig ungewöhnlich, aber keineswegs von besonderer Bedeutung. Für Hausenstein ist er ein Typus; ein Schlüssel, das Wesen des Hellenismus zu erklären. Der junge Metaphysiker sagt: „Der Grieche gibt die ideale Ausbreitung des Aktes über das flächige, die zweidimensionale Expansion des Nackten in äußerster Potenz. Die Bewegung des Jagenden ist wie die Drehung eines Kreises um seinen Mittelpunkt, rund und unendlich. Der Künstler vollbringt die Umfegung des Sphärischen ins Ebene, der dritten Potenz in die zweite. Diese paradoxe Funktion ist eben die Stil-aufgabe der Flächendekoration.“ Das ist ein wenig umständlich ausgedrückt, ist aber interessant, weil es deutlich zeigt, wie für diese Art der Betrachtung ein einziges Werk zum Dogma für alle Weltproduktion wird. Hausenstein sucht eben nicht das historische Objekt; er sucht Maßstäbe. Er sucht die Synthese in den Werken der Kunst, aber auch in dem geschichtlichen Nebeneinander dieser Synthesen. So kann er, ohne eigentlich ein Kenner zu sein, Geistreiches, vielleicht sogar Nichtiges zugleich über die Ägypter und die jüngsten Franzosen sagen. Wulle ist Sachmann, ein gebildeter und feinsichtiger Spezialist; Hausenstein steigert das Zeulketon zu einer Prophezie.

(Ganz nebenbei gesagt, ist „der schöne Mensch“ ein ganz außerordentlich wertvolles Anschauungswerk, das in guter Auswahl in großen vortrefflich reproduzierten Bildern auf gutem Papier das Beste der Kunst aller Zeiten (unter dem Gesichtswinkel des Titels) sammelt. Für die unserer Bibliotheken, die es sich leisten können, das Beste, weil von dauerndem Wert. Die Red.)

Es seien noch zwei Bücher genannt, die sich ähnlich gegenüberstellen. Oskar Fischel schrieb über: „Die Meisterwerke des Kaiser-Friedrich-Museums (Franz Hanfstaengl, München). Ein kurzer Text wurde zu 250 Abbildungen gefügt; man liest einige Daten, etliches über das Dargestellte, dazu einige Werturteile, einiges von den kulturellen Zusammenhängen der Zeiten, die sich in den Bildern spiegeln. Ein geschickter Führer für harmlose Leute. Auch ein Führer, aber keineswegs ein Verzeichnis, vielmehr eine empfundene Entwicklungsgeschichte schrieb Karl Scheffler für die Berliner Nationalgalerie (Bruno Cassirer). Schefflers Natur ist der Hausensteins durchaus nicht verbandt; er sucht nicht letzte Abstraktionen, er trachtet nach dem kulturellen Zusammenhang und danach, was das einzelne Werk leistet, um die in dem Wechsel der Zeiten sich bauende Menschlichkeit zu offenbaren. Aber Scheffler gehört dennoch zu den Geschichtsphilosophen; nur, daß er nicht vom Abstrakten ausgeht, sondern das lebendige Leben zu deuten versucht. Nicht um dieses Lebens willen, um seinerwillen, um der absoluten Wahrheit willen; das scheidet ihn von den exakten Historikern, die sich mit dem zeitlich Wirklichen begnügen. Er selber formuliert seine Absicht, die zugleich sein Wesen ist: „Eine Entwicklungsgeschichte der neuen deutschen Kunst hat die von Jahrzehnt zur Jahrzehnt erstarrte Malerei lebendiger Anschauung, die ehrlich ringende Wirklichkeitskunst, die Bürgerkunst eines demokratischen Zeitalters, in der die Möglichkeiten des Höchsten embryonisch enthalten sind, zu ihrem Ariadnefaden zu machen. Denn allein die Liebe zum Lebendigen kann aus dem

Labyrinth der Begriffe den Weg ins Freie weisen." Scheffler sucht das Leben und seine Zusammenhänge. Wer dies Buch über die Nationalgalerie liest, erfährt zwar vieles Wissenswerte; was aber wichtiger ist: er wird umfangen von dem Atem der Entwicklung, von dem Drama und Pathos des Werdens.

Die hochentwickelte Reproduktionstechnik steht Pate bei den meisten, oft auch bei den vielzweifelnden Erscheinungen der Kunstliteratur. Es ist ja richtig, daß die Werke der bildenden Kunst zum Ansehen da sind und nur durch das Gesicht beurteilt werden können. Indessen, es hat vielleicht doch seine Gefahren, Hunderte und Tausende von Photographien vor dem harmlosen Kunstfreund, gar vor dem Laien auszuschütten. Es kann die Leichtigkeit, mit der ganze Perioden durchblättert werden können, zur Oberflächlichkeit verleiten; es kann die Fülle des Anschauungsmaterials das Wort verdrängen und so die Subjektivität des Urteils zur Willkür verführen. Man wird also diese neue Art des kunsthistorischen Bilderbuches nie ohne Einsicht benutzen und nur mit Vorsicht empfehlen dürfen. Dies vorausgeschickt, seien die Veröffentlichungen des Verlages von Julius Hoffmann in Stuttgart, die verschiedenen Bände der Bauformenbibliothek, sehr gerühmt. Die in Großformat bisponierten Bücher geben ausgezeichnete Photographien, trefflich reproduziert; Aufnahmen, verständnisvoll gesehen und mit kritischem Sinn für das Wesentliche und entwicklungsgeschichtlich Notwendige gewählt. Da bringt zum Beispiel der dritte Band: "Die romanische Baukunst Frankreichs"; wir sehen die Logik und die gedrungene Kraft eines zeitlich kurzen und von Leistungen strotzenden Aufstieges. Wir lernen Denkmale kennen, die wir bisher kaum dem Namen nach kannten. Ein machtvolles architektonisches Gefühl drängt uns entgegen aus diesen christlichen Göttertempeln, denen noch das strenge Pathos von Rom und Byzanz die heroische Plastik der Form aufzwang. Es ist fast unbegreiflich, welch ein Geisteslicht von Architekten während des 11. und 12. Jahrhunderts in Frankreich wickte. — Recht geschickt ist der Band, der "Die deutschen Wohn- und Festräume aus sechs Jahrhunderten" zusammenstellt. Wir werden vom Kloster Maulbronne und der Marienburg von 1200 bis in das Kasseler Stadtschloß um 1800 geleitet. Dazwischen lernen wir alle wichtigen Stappen von der Gotik bis zum Wiedererleben kennen. Solch eine Vorführung der profanen Architektur hatte bisher gefehlt. Wir kannten vorzüglich die Kirchen, einigermaßen die großen Schlösser; jetzt können wir uns bequem ein Bild von der bürgerlichen Wohnung, von Hausfluren um 1500, von Bauernstuben und Küchen, geben lassen. Freilich es überwiegt immer noch das Beispiel aus den Festbauten der Aristokratie; es wird wohl auch kaum möglich sein, die Formenprache dieser sechs Jahrhunderte ausgiebig durch Photographien aus bürgerlichen Räumen zu erläutern. — Ganz der Gegenwart gehört "Die farbige Raumkunst". Wir können uns an 120 Entwürfen moderner Künstler freuen und so den Beweis empfangen, daß die Gegenwart wieder die Bedeutung und die Kraft der Farbe im Raum erlangte. Diese Zusammenstellung kann bei rechter Nutzung allen, die Aufgaben der inneren Raumgestaltung zu lösen haben, ein Lehrmeister sein.

Bortreicher als diese Bilderbücher ist eine andere Sammlung, die bei Hoffmann erscheint und deren Bände zugleich in mehreren Sprachen herausgegeben werden. Nur durch solche Internationalität läßt sich erklären, daß diese Bände 500 Seiten stark, mit sechs- bis achthundert Abbildungen und vier Farbtafeln ausgerüstet, für 6 M. zu haben sind. Allerdings diese Abbildungen sind oft nicht viel größer als Briefmarken. Das zwingt zu vielen Bedenken, weniger bei Werken der Architektur als bei Plastiken und besonders bei Bildern. Gemälde werden bei derartigen Verkleinerungen fast regelmäßig um ihr Leben gebracht und wirken kaum noch als Notizen. (Mehr als solche Notizen wollen diese Miniaturreproduktionen natürlich nicht sein.) Zu den jüngst erschienenen Bänden dieser kunstgeschichtlichen Hand- und Reiselbücher gehört die "Geschichte der Kunst in Frankreich" von Louis Hourticq, dem Inspektor der schönen Künste der Stadt Paris, mit akademischer Redlichkeit geschrieben. Wesentlich geistreicher schrieb Corrado Ricci über die "Kunst in Norditalien". Seine gewandte, überaus geschliffene Sprache läßt uns mühelos einen angstvollen Reichtum an Namen und Daten überwinden. Ricci ist ein Gelehrter von weltmännischer Bildung.

Wesentlich leichter als die bisher genannte Literatur ist die Fülle dessen, was tagaus tagein über Kunst und Künstler geschrieben wird. Am nettesten sind immer noch die Monographien. Deren eine schrieb abermals Wilhelm Hausenstein: Kokolo (Piper u. Co., München). Gewandt und von der Temperatur jenes Zeitalters der meditierenden Croix durchtränkt, analysiert Hausenstein die Graphiker von Watteau und Voucher bis zu den Deutschen Anobelsdorff und Chodowiecki. Es wird nicht gezeitig mit pilantischen Anekdoten, die neben den geschmackvoll ausgeführten Illustrationen dazu helfen, eine Impression von der nervösen Sinnlichkeit und der großberühmten Festigkeit der letzten Aristokraten, von der töstlichen Frivolität der Franzosen und der sentimentalischen Tändelei der nachrevolutionären Schweizer und Deutschen zu wecken. Mitunter freilich treibt Hausenstein seinen Stil ein wenig gar zu sehr zu sog. Vonnoms. Guten Zuschnitt hingegen zeigen Deutungen wie die, die der wiedererwachten Gironde, jener heimlichen Renaissance des Kokolo, und deren künstlerischen Bedürfnissen in Fragonards Bildern zu den

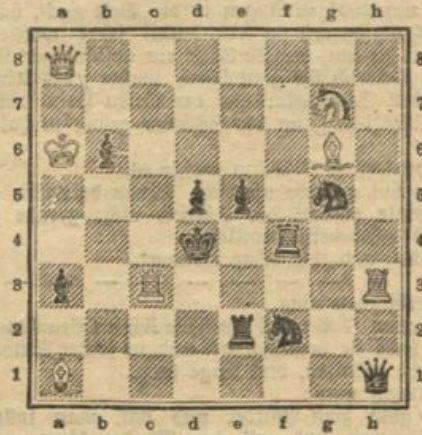
Berantw. Redakteur: Alfred Bielepp, Neudöln. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsgesellschaft, Berlin SW.

Fabeln des Lafontaine ein politisches Symbol gegeben sehen. — Von anderen Monographien seien einige mehr geographisch geordnete genannt. Vor allem die sehr lustige Serie, die unter dem Titel: "Die schöne deutsche Stadt", die bei Piper u. Co., München, erschienen ist. Das einzelne Bändchen kostet 1,80 M. und bringt eine stattliche Reihe gut reproduzierter Photographien. Dazu einen in struktiven und mit Gefühl für das Wesentliche geschriebenen Text. Mehr als Bilderbuch ist die Sammlung "Der Brunnen im Volksleben" zu beurteilen. Der Text ist gedankenarm und konfus; wir treffen aber beim Durchblättern sehr geschickte Aufnahmen von alten, melancholischen Dorfburschen, von kostbareren Steinarchitekturen, von jenen poetischen Winkeln, in denen die Dichter auf die Sprache des murrenden Wassers lauschten.

Robert Dreuer.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
M. Marble.



2+ (70-9817)

Schachnachrichten. Das Meisterturnier in New York soll am 30. November beginnen. Unter den sicheren Teilnehmern werden Spielmann, Zeichmann, Duras, Marozh, Riemzowitsch, Janowski, Burn, Capablanca und Marshall genannt. Rubinfain und Dr. Tarraf nach Angabe des letzteren noch zweifelhaft.

Am Mittwoch, den 20. November 1912 (Wuhtag) von 2 Uhr nachmittags an wird vom Berliner Arbeiter-Schachklub in den Königssälen, Neue Königstr. 20, Eingang Badzeistraße, ein öffentlicher Massen-Wettkampf veranstaltet, nach dessen Beendigung S. Alapin einen Schachvortrag am Demonstrationsbrett halten wird (Eintritt 30 Pf.).

Die Mitglieder des Allgemeinen Arbeiter-Schachbundes zahlen zwar einen Jahresbeitrag (1,50 M.), der dreimal so hoch ist als im bürgerlichen Schachbunde, erhalten aber dafür statutengemäß eine monatliche Schachzeitung, die zugleich Organ für Mitteilungen des Bundes ist. Mit dem größten Aufwand an Geld, Mühe und Zeit ist es dem Bundesvorstand bisher gelungen, durch die Herausgabe der "Arbeiter-Schachzeitung" (nicht zu verwechseln mit der "Deutschen Arbeiter-Schachzeitung") dem Staat rechtzeitig und pflichtgetreu nachzukommen. Jedoch war es bisher nicht ganz sicher, ob die Ausdauer und besonders die Geldmittel des Bundesvorstandes auch für künftig ausreichen würden. Diese beständige Unsicherheit war auch für den erwünschten Anschluß weiterer Arbeiterkreise bis zu einem gewissen Grade hinderlich. Wir sind jetzt in der glücklichen Lage, hier ankündigen zu können, daß zurzeit ein positives Arrangement getroffen werden kann, das das Erscheinen der "Arbeiter-Schachzeitung" vom 1. Januar 1913 ab unter folgenden drei wichtigen Grundbedingungen vollaus sichert. 1. Das Bestimmungsrecht über Inhalt, Tendenzen (!) und Administration der Zeitung liegt vollständig in den Händen des Bundesvorstandes. 2. Der Schachtechnische Teil wird von einer bewährten fachmännischen Kraft vollaus geliefert (nicht nur teilweise wie bisher) in Original-Beiträgen geliefert. (Also kein Nachdruck aus anderen Schachzeitungen, wie teilweise bisher.) Und, was vielleicht das wichtigste ist, 3. Der Kostenpunkt des ganzen Arrangements ist so geordnet, daß mindestens ein Drittel der Jahresbeiträge der Mitglieder in der Bundesklasse zu allgemeinen Zwecken des Bundes (also nicht für die Schachzeitung) frei verfügbar sein wird. —

Italienisch.

Aus einem Klubturnier in Köln.
B. Mählod. B. Kostitsch.
1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sb8-e6
3. Lf1-c4 Sc6-d4?

Wichtig ist Lc5 oder Sf6. Wegen der fehlerhaften Antwort des Gegners gewinnt jedoch Schwarz in dieser Partie.

4. Sf3xg5??
Am Plaque war 0-0 oder e2-c3.
4. Dd8-g5
5. Se5x17
Verhältnismäßig bester 5. Lx17+
neßt 0-0 und Lxg3 gefolgt von
e2-c3.
5. Dg5xg2
6. Th1-f1? Dg2xe4
7. Lc4-e2? Sd4-f3+